



Aus „Katholisches Kirchenblatt für die Pfarrgemeinde
St. Stephan Lank“ vom 24. Oktober 1915:

Wie wir's lesen, wie's gewesen

Von Fr. Schröngamer-Heimdal, Leutnant d.L.

In den Berichten unserer Obersten Heeresleitung lesen wir fast täglich Worte und Wendungen wie: „Vereinzelte Angriffe wurden abgeschlagen“, „Wir entrissen dem Gegner ein Grabenstück“, „Der Tag verlief ruhig“, „Vom westlichen Kriegsschauplatze nichts Neues“ und so weiter.

So lesen wir's und legen die Zeitung vielleicht unbefriedigt aus der Hand. Wie aber die Dinge in Wirklichkeit aussehen, davon mögen nachstehende Zeilen ein Bild geben.

Es ist klar, dass bei einer Frontlänge von über 1000 km – in West und Ost – die Berichte der obersten Heeresleitung sich nur auf wirklich wesentliche, strategisch wichtige Gefechtshandlungen beziehen können; einleitende oder vorbereitende Aktionen können aus Gründen der Klugheit überhaupt nicht erwähnt werden. Und doch steckt gerade in diesen Vorbereitungen sehr häufig die schwierigste und aufregendste Gefechtsarbeit. Kleinere Gefechtshandlungen, bei denen oft mehrere Regimenter beteiligt sind, werden zumeist gar nicht angeführt, sei es, dass der erwartete Erfolg noch nicht erzielt ist, sei es, dass sich der Bericht nicht in Einzelheiten verzetteln will, wie die schönfärbenden Phrasenberichte unserer Gegner.

Wenn also die Tagesberichte nicht immer von großen Kämpfen und einzelnen Erfolgen berichten, so ist das nicht so aufzufassen, als ob an dem betreffenden Tage auf der ganzen langen Front nichts geschehen wäre, als ob unsere Braven in den Schützengräben einen wirklichen Ruhetag gehabt hätten. Im Gegenteil. Es mag oft sogar zutreffen, dass solch ein „leerer Tag“, von dem die Heeresleitung nichts Besonderes meldet, für uns nervenregender und verlustreicher war als einer, der im Zeichen eines glänzenden Sieges steht. Denn der Kampf tobt fast unaufhörlich. Wenn auch die blutigen Verluste nicht so zahlreich sind wie in einer offenen Feldschlacht, so stellt doch das ständige Liegen und Lauern in Schützengräben und auf vorgeschobenen Feldwachen Anforderungen an den Mann und seine Nerven, von denen wir uns daheim keine Vorstellung machen können. Als Wesentliches und Weiteres kommt dazu das ständige, fast ununterbrochene Artilleriefeuer des Feindes, das die Nervenkraft des einzelnen auf unglaubliche Proben stellt. Selbst in der Ruhe leidet man noch darunter. Denn die Quartierorte, in denen die abgelösten Truppen Unterkunft finden, liegen fast alle im Bereiche des schweren Geschützfeuers. Und wenn die oberste Heeresleitung jüngst von einer „systema-

tischen Beschießung“ der hinter unserer Front liegenden feindlichen Ortschaften berichtete, wobei viele Landeseinwohner den Tod fanden, so ist aus dem Berichte gleichzeitig ersichtlich, dass auch unsere ruhenden Truppen durch dieses Feuer litten.

Vor mir liegt ein Feldpostbrief eines Kameraden, geschrieben im Schützengraben vor einer französischen Ortschaft, in der wir viele Wochen, meist ziemlich unbehelligt, abwechselnd quartierten. Der Brief datiert aus der Zeit der „systematischen Beschießungen“ und meldet mir von lieben Kameraden, die dabei den Tod fanden.

Auch sie sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben, wenn auch in keiner Feldschlacht, die den stürmenden Mann wegrafft. Sie fielen in der einzigen monatelangen Westschlacht, in der Ruhe oder auf dem Marsche, so wie die vielen – noch weiter hinter der Front, die in Feldbäckereien, Schlächtereien, bei Munitions- oder Fuhrparkkolonnen der Tod fürs Vaterland in Gestalt von Fliegerbomben, Fliegerpfeilen, verirrtten Granaten oder sonstigen Zufallstreffern ereilt.

Wenn es schon hinter der eigentlichen Gefechtsfront nicht so gefahrlos ist, als es den Anschein hat, um wie viel mehr müssen diejenigen leiden, die fast immer in vorderster Linie dem Tode in jeder Gestalt ausgesetzt sind, die in Kämpfen verbluten, von denen kaum etwas erwähnt wird, weil sie für eine Frontlinie von vielen hundert Kilometern ohne wesentliche Bedeutung sind.

Es handelt sich da oft um Einzelkämpfe, die nach ihrer räumlichen Ausdehnung, der Anzahl der beteiligten Truppen, der Gefechtsdauern und dem Munitionsverbrauch in früheren Kriegen als große Schlachtereignisse gegolten hätten.

Das sind Gefechtshandlungen, von denen unsere Tagesberichte der obersten Heeresleitung einfach und schlicht melden: „Ein Angriff wurde leicht abgewiesen“, „brach in unserem Feuer zusammen“.

Dem, der das liest, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, mag eine so beschriebene Gefechtshandlung als höchst nebensächlich und als gar nicht erwähnenswert erscheinen. Denn es kann ja keine besondere Kunst sein, mit solchen Truppen und solchen Waffen einen feindlichen Angriff im Feuer zerschellen zu lassen. Meint man.

Aber wie liegen die Dinge in Wirklichkeit? Ich erinnere mich z.B. eines Nachtangriffes, den unsere Nachbarbrigade auszuhalten hatte. Es war an einem Abend, an dem mein Bataillon aus der vordersten Linie abgelöst wurde. Ich hatte den mich ablösenden



Zugführer in die Stellung einzuweisen; dann ging ich allein in den Quartierort zurück. Leuchtgranaten erhellten fortwährend das Gelände zu meiner Linken wie ein unaufhörliches Feuerwerk auf viele Kilometer hin, Sprengkegel berstender Granaten tanzten die Flusshänge hin, das Krachen der Feldgeschütze mischte sich mit dem Infanterief Feuer zu einem einzigen Donnergetöse, das jeden menschlichen Laut verschlang. In der Luft war ein Stoßen und Geschleudertwerden von feurigen Wolkenschichten – ein schaurigschöner Anblick.

Und ich wusste: In diesen Stunden, die denen, die sie bestehen müssen, eine Ewigkeit sind, werden die Gräben der Kameraden von der anderen Brigade mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells überschüttet, dass sie wund und erschüttert sind, wenn der Infanteriesturm über sie hinbraust. In diesen Stunden sinkt mancher in den Schützengraben, um nie wieder aufzustehen, in diesen Stunden leidet mancher das Fürchterlichste, das seinem Leben auf ewig eingebrannt bleibt, wenn er es heil heimbringt aus diesem entsetzlichen Feuer.

Fünftausend Männer erleiden dieses Geschick in den Stunden der Vorbereitung des feindlichen Ansturms. Man meint, sie sind bis ins Innerste erschüttert von dem stundenlangen Feuer und dem Wimmern todwunder Kameraden, und der Feind hat leichtes Spiel mit Wehrlosen, wenn seine Waffen nun auf die Gräben zum Sturm vorstoßen.

Schon tauchen die dunkeln Gestalten lautlos aus den Talnebeln, das leise *En avant!* der Offiziere ist schon vernehmbar, da wird auch in den vermeintlich niedergekämpften Gräben ein Kommando laut: „Schützenfeuer!“ Eine Feuerwelle aus Gewehren und Maschinengewehren prasselt dem Feinde entgegen, der bereits auf hundert Meter herangekommen ist – wer noch weiter vordringt, liegt am nächsten Morgen als Leiche vor den Brustwehren und Drahtverhauen. „Rette sich, wer kann!“ ist die Losung der Angreifer.

Trotz der ungeheuren Erschütterung der letzten Stunden ist jeder im Augenblick der Gefahr auf seinem Posten, den ihm Pflicht und Ehre anweisen.

„Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen“, lautet dann kurz der Heeresbericht. Was aber in diesen Worten steckt, das zeigen die wirklichen Geschehnisse, die Erlebnisse jedes einzelnen von den 5000 Kameraden.

Hierzu ein Gegenstück: „Wir nahmen einen Graben“, lautet z.B. ein Tagesbericht. Ein Graben mit granatsicheren Unterständen, vielleicht mit natürlichen Steinhöhlen, dem Feinde zu mit starken Drahtverhauen, Wolfgruben oder spanischen Reitern bewehrt. Dieser Graben muss genommen werden, weil ein Besitz für nachfolgende Operationen von Ausschlag ist.

Es gibt zwei Wege, ihn zu nehmen – entweder im Sappenangriff, durch Vortreiben von Laufgräben, Minensprengung oder Vernichtung der Besatzung durch Handgranaten. Was diese Arbeit bedeutet, dieses nächtelange Schanzen in ständigem Feuer, davon wissen unsere braven Pioniere ein Lied zu singen. Nicht minder gefährvoll ist der andere Weg, das Vordringen über freies Gelände bis zu den Drahtverhauen, vor denen sich häufig Flatterminen verbergen, so dass das Feuer nicht nur von oben, sondern auch von unten her unter den Stürmern wütet. Wie viele verbluten beim Durchschneiden der Drahtverhau, und die wenigen, die heil herankommen, haben die Blutarbeit des Bajonettes mit einer Übermacht in den feindlichen Gräben, wenn der Sturm auf den ersten Stoß gelingt. Das ist der günstigste Fall. In wie vielen Fällen muss der Sturm wiederholt, müssen feindliche Gegenstöße abgewiesen werden von Leuten, die schon aufs äußerste erschöpft sind.

Das steht alles zwischen den Zeilen der einfachen Meldung: „Ein Graben“, oder „Ein wichtiger Stützpunkt wurde genommen“.

Und ähnliches geschieht draußen täglich, wenn wir daheim lesen: „Der Tag verlief ruhig“, oder „Im Westen nichts Neues“. Und doch sind an diesem Tage vielleicht Hunderte verblutet, mehr vielleicht als in offener, siegreicher Feldschlacht: Schleichpatrouillen, überrumpelte Horchposten und Feldwachen, überraschte Munitionskolonnen und Feldküchenmannschaften. Das ist der Stellungskrieg, der Nachkrieg, der Weltkrieg. Auf einer Tausendkilometerfront ein ewiges Kämpfen, Liegen, Lauern, Leiden. Kein freier, froher Sturm mehr wie in Feldschlachten, doch ein stündliches Sterben im ewigen Feuer der Geschütze. Die physische und moralische Leistung ist ungleich größer noch in diesem Maulwurfskrieg wie im freien Geländekampf.

Wir müssen unsere Vorstellung vom Krieg umstellen: Die Zeit des befreicnden, hinreißenden Sturmes ist dem Nervenkampf gewichen. Was unsere Männer dabei leisten und leiden, steht nicht in den Tagesberichten der obersten Heeresleitung. Aber es steht oft in den Augen unserer Verwundeten – lest darin, wenn ihr euch vielleicht unbefriedigt über das „nichts Neues“, vom Extrablatt oder der Zeitung wendet; fragt einen, oder fragt ihn lieber nicht. Denn keiner erzählt gern von seinem Leide. Aber wer draußen war, weiß, wie's gewesen und wie es zu lesen ist, was täglich um die Mittagsstunde angeschlagen wird. Und wir alle sollten zu unserem eigenen Besten lernen, auch das aus den Berichten herauszulesen, was nicht darin steht, Heldentum und Leid – die sich bei uns in Hochachtung und Mitleiden auslösen sollten.
